

Helmut Wiesenthal

Soziologie als Optionenheuristik?

(Mittagsvorlesung auf dem 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
„Entstaatlichung und soziale Sicherheit“, 7.-11. Oktober 2002 in Leipzig)

Ungekürzte Fassung.

[In eckigen Klammern stehende Textteile entfallen in der Vortrags- und Druckfassung.]

1. Einleitung

Es gehört zu den wenigen Konstanten in der Umwelt der Sozialwissenschaften und speziell der Soziologie, dass sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit zum Gegenstand von Zweifeln und Enttäuschungen werden. So wurde nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Gesellschaften gefragt, wieso die „zuständigen“ Wissenschaften versagt hatten, das Ende der Zweiten Welt beizeiten anzukündigen. Und bald darauf ließ sich mit bescheidenem intellektuellen Aufwand eine Debatte initiieren, die ihren Niederschlag in einem schmalen Band mit der Frage „Wozu heute noch Soziologie?“ (Fritz-Vannahme 1996) fand. Wie so oft fielen die Antworten engagiert und widersprüchlich aus. Zur Zeit scheint die Disziplin aus dem Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Das wird gewiss nicht immer so bleiben.

Denn wie es sich für eine Reflexionswissenschaft gehört, ist sich die Soziologie auch selbst nicht unproblematisch. Die hartnäckigsten und am solidesten fundierten Zweifel an Sinn und Zweck einer Wissenschaft der Gesellschaft regelmäßig stammen aus der Soziologie selbst. Sie berufen sich v.a. auf vier Beobachtungen:

(1) die Marginalisierung der Disziplin im Wettlauf um Aufmerksamkeit mit neuen Themen und Problemen. Hier reüssieren solche, die mehr mit der Physis der Individuen zu tun haben als mit ihrer Handlungswelt. Im Lichte der Biowissenschaften scheinen Lebenschancen und Lebensprobleme nachhaltiger durch genetische Codes und neuronale Strukturen bestimmt als durch makrosoziologische Variablen und individuelles Erleben (Bude 2001). [In der Kontroverse über die Nutzung humaner Stammzellen wirkte der Rekurs auf soziale Institutionen nicht selten arbiträr und unkonstruktiv.]

(2) Gleichzeitig gerieten einzelne Gegenstände soziologischer Erklärung in die Domäne der Naturwissenschaften. Wenn es z.B. gilt, die signifikant größere Gewaltbereitschaft männlicher im Unterschied zu weiblichen Individuen zu erklären, liefert die Neurobiologie interessante, die Sozialisationsforschung brüskierende Erkenntnisse. Recht irritierend ist auch der Befund der Gehirnforschung, dass unsere Gedächtnisleistungen untrennbar mit „inhaltlichen“ Bewertungen verbunden sind (Roth 1996). Unser Denkapparat ist relativ schlecht gerüstet, das erinnerte Wissen auf „neutrale“ Weise zu handhaben. Das gibt denen recht, die schon immer normative und ästhetische Kriterien im Spiel wähten, wenn es das Rezeptionsschicksal von Theorien zu erklären galt.

(3) Ebenso wenig überzeugend wirkt die Soziologie in der Substitutionskonkurrenz mit stärker axiomatisierten Zweigen der Ökonomie. Hier kostete der Siegeszug der modernen Mikroökonomie – in Gestalt der Transaktionskosten- und Informationsökonomik sowie des ökonomischen Neo-Institutionalismus – die Alleinzuständigkeit für Themen wie Normen und Werte, Vertrauen und Kontrolle, Kooperation und Herrschaft. Dass die einschlägigen Beiträge der Ökonomie durchaus erkenntnisträchtig sind, zeigt ihre Rezeption auch in den Sozialwissenschaften (Maurer/Schmid 2002).

(4) Und schließlich scheint den Sozialwissenschaften auch ihre Generalisten-Position verloren zu gehen: auf der einen Seite an das im politischen Raum so beliebte Konglomerat ‚Kulturwissenschaften‘, und auf der anderen an die innovationsstarken und in ökonomischer Hinsicht vermutlich wertvolleren Lebenswissenschaften.

Glücklicherweise verfügt die Soziologie noch über einige komparative Vorteile. Da ist zum einen ihre nach wie vor gegebene Fähigkeit zur sinnstiftenden Zeitdiagnose und historisierenden oder kontextualisierenden Deutung unvorhergesehener Ereignisse. Zum anderen dürfte der Status der Sozialwissenschaften durch die Häufung gesellschaftlicher Gefährdungslagen eher geschützt als bedroht sein. Wer mag schon angesichts von Individualisierung und Globalisierung, von relativer Armut und absoluter Arbeitslosigkeit, von kontroversen Sozialreformen und unsicherer Anti-Terror-Politik einem Rückbau ausgerechnet der Sozialwissenschaften das Wort reden?

Zu fragen ist allerdings, was speziell die Sozialwissenschaften zur Erklärung dieser Probleme und zur Klärung möglicher Bearbeitungsweisen beitragen. Sind etwa Absolventen sozialwissenschaftlicher Studiengänge in der Lage, über die Substanz der angebotenen Kausalerklärungen und Maßnahmevorschläge zu informieren? Das selbstkritische Reflexionswissen gibt darauf eine klare Antwort: Nein.

Denn was das an Studierende vermittelte Wissen angeht, sind die Sozialwissenschaften – und insbesondere die Soziologie – in keiner glücklichen Position. Das diagnostische, häufig nur beschreibende und deutende, seltener auf Kausalerklärungen beruhende Wissen hat wenig praktischen Wert. Es befähigt zur Teilnahme an den akademischen Sprachspielen, aber nicht zur Intervention in die beobachteten Sachverhalte. Zur Entschuldigung sind eine Reihe von salvatorischen Klauseln abrufbar, denen zufolge das unvermeidliche Involviertsein des Beobachters, vor allem aber Besonderheiten der „Gegenstände“ – ihre Komplexität, Dynamik, Intransparenz, und nicht zuletzt ihr Anspruch auf Integrität – die Zuweisung eines Objektstatus verbieten.

Eine überzeugendere Erklärung ist aber wohl die Feststellung, dass die Soziologie – ich zitiere eine Formulierung von Christoph Oehler – „erkenntnistheoretisch und in ihren Forschungsergebnissen eben keine auf ein gesellschaftliches Teilsystem bezogene Handlungsrationale, so wie andere Fachdisziplinen, vermitteln kann“ (Oehler 2001: 16f.). Soziologen und Soziologinnen ist weder eine ausdifferenzierte Handlungssphäre noch eine feste (und womöglich zahlungskräftige) Klientel gegeben. Statt dessen existiert ein Zug zur Selbstreferenzialität und Selbstgenügsamkeit der Wissensproduktion, sowohl auf den Feldern der konzeptuell exklusiven Bindestrich-Soziologien als auch im Bereich der Allgemeinen Soziologie.

In einem Problemerkatalog, den Studierende der Sozialwissenschaften am Ende eines Hauptseminars zum Thema „Sozialwissenschaften und berufliche Praxis“ formulierten, wird das Angebot der soziologischen Theorie wie folgt charakterisiert:

- Was als „Gesellschaft“ bezeichnet wird, sei ein extrem schwieriger Gegenstand, dessen wichtigste Dimensionen zudem oft normativ besetzt seien.
- Je höher der Allgemeinheitsgrad der Theorie, desto weniger sei sie geeignet, dem Anspruch auf begriffliche Einfachheit und hinreichende Genauigkeit der Aussagen

zu genügen. Ihre wichtigste Funktion sei die der Sinnstiftung, womit sie u.U. als eine Art Religionsersatz fungiere.

- Die auf Makrostrukturen Bezug nehmenden Theorien wiesen einen impliziten Konservatismus auf, indem sie den Garanten von Kontinuität und Stabilität Priorität gäben. So entbehrten alle aktuellen Großtheorien – des kommunikativen Handelns, der autopoietischen Systeme und der institutionellen Persistenz – eines Sensoriums für Kontingenz, Innovation und sozialen Wandel. Weil sie vorhandene Innovationspotenziale ausblendeten, würden sie in Zeiten beschleunigten Wandels notwendig „alt aussehen“.

Um aufkommende Zweifel am Gebrauchswert eines Studiums der Sozialwissenschaften zu dämpfen, möchte ich eine zweite Liste von [Feststellungen zu erwähnen. Darin haben die Studierenden, unter anderem belehrt durch eine Diskussion mit Alumni, einige theorieferne] Qualifikationen [festgehalten, die i.d.R. einen Zugang zu Einkommensquellen eröffnen. Danach profitieren] Absolventen der Sozialwissenschaften, [selbst wenn es ihnen an praxistauglichem Fachwissen mangelt, von drei Dispositionen, die andere Studiengänge nicht oder seltener vermitteln]:

- Das sei zum einen ein diffuses Interesse an „Gesellschaftlichem“, das mit einem erweiterten Wahrnehmungs- und Beurteilungshorizont einhergehe und die Artikulation von Gemeinwohl-Interessen erlaube.
- Zum zweiten werde ihnen eine Disposition zum Generalisten bescheinigt, der dank seines Abstraktions- und Systematisierungsvermögens auch komplexe Zusammenhänge zu erkennen und benennen verstehe.
- Schließlich seien Sozialwissenschaftler vergleichsweise gut zum Umgang mit Verfahrensproblemen befähigt, da sie Interaktions- und Interessenkonflikte zumindest zu thematisieren wüssten.¹

[Dank dieser extradisziplinären „Schlüsselqualifikationen“, die nun auch in Curricula aufgenommen werden, hat das Studium der Sozialwissenschaften einen am Arbeitsmarkt kapitalisierbaren Niederschlag.] – Wohlgermerkt aufgrund von Qualifikationen, die mit Inhalt und Qualität des soziologischen Theorieangebotes so gut wie nichts zu tun haben.

[¹ Vgl. auch Oehlers Feststellungen zu den extradisziplinären „Schlüsselqualifikationen“ Methoden- und Analysekompetenz, Kritik-, Innovations- und Kommunikationsfähigkeit (Oehler 2001: 13ff.).]

[Neben diesem Schönheitsfehler existiert die bekannte Kluft zwischen allgemeinen und bereichsspezifischen Theorien. Zwischen dem Allgemeinheitsanspruch soziologischer Theorie und ihrem Orientierungswert für die Aneignung bereichsspezifischer Kompetenz besteht eher ein reziprokes Verhältnis. Je höher die Ansprüche an Allgemeinheitsgrad und Konsistenz der Theorie, desto geringer ihr Orientierungswert für empirische Analysen und professionelle Praxis. Und umgekehrt gilt: je größer der Orientierungswert von bereichsspezifischen Theorien (man denke beispielsweise an die Begriffskataloge der Stadt-, Jugend-, Sport- oder Bildungssoziologie), desto schwächer ihre Vermittlung mit den Analyseperspektiven der allgemeinen Soziologie – wie auch der Theorien anderer Bereiche.]

2. Eine zweite Annäherung ans Thema

Einen anderen Zugang zum Thema „Gebrauchswert soziologischer Theorie“ verdanke ich einem Vortrag des Politikwissenschaftlers Robert Putnam. Ich beziehe mich dabei auf eine Rede, die Putnam Ende August dieses Jahres als scheidender Präsident der American Political Science Association hielt. Die Rede galt dem Selbstverständnis einer Wissenschaft, die sich nach Putnams Meinung nicht länger als selbstreferenziell prozedierendes Projekt der hochspezialisierten Erkenntnisgewinnung verstehen dürfe, sondern sich endlich auch (oder wieder) ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung bewusst werden müsse.

Gemeint war der moralische Status der Disziplin gegenüber ihrer Umwelt, unter der Putnam einerseits die kommunikativ zugänglichen Entscheidungsorte der Weltmacht USA und andererseits die Gesamtheit der von ihren Entscheidungen Betroffenen verstand. Er konfrontierte seine Zuhörerschaft mit einem Aufgabenkatalog, der per Saldo nicht weniger bedeutet, als dass sich die Zunft der amerikanischen Politikwissenschaftler zu einer Reflexionsinstanz mit global sensiblem Gewissen zu mausern habe. Mehr noch: Um Staat und Gesellschaft ein Komplettangebot aus wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischen Empfehlungen zu unterbreiten, müsse man sogar den Grundsatz einer strikten Trennung von „facts“ und „values“ verabschieden. Seiner Kollegenschelte eine griffige Formel gebend, beschrieb Putnam das gegenwärtige Angebotsprofil mit den Worten „no problems, no solutions, no change“.

Damit komme ich wieder auf den anfangs eingeschlagenen Argumentationspfad zurück. Konträr zu der Annahme, es existiere eine globale Wissensgesellschaft mit irreversibel internationalisierten Disziplinen, verweist die Formel „no problems, no solutions, no change“ auf ein nationalkulturell segmentiertes Wissenschaftsverständnis. Wer könnte schon hierzulande auf die Idee kommen, die Sozialwissenschaften der Ignoranz sozialer Probleme zu zeihen und ihnen Desinteresse an „Lösungen“ vorzuwerfen? Die entsprechende Diagnose für die deutschen Sozialwissenschaften würde vielmehr lauten: „viele Probleme, viele Lösungen, wenig Wandel“. Wer auch nur einen blassen Schimmer hat von dem, was im letzten Vierteljahrhundert zu Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit oder Sozialpolitik und Sozialreform erarbeitet und publiziert wurde, hat schwerlich Veranlassung, an der Fruchtbarkeit des problematisierenden Denkens deutscher Mundart zu zweifeln. Für die deutsche Gesellschaft wäre deswegen keine Angebots-, sondern eine Nachfragekrise zu unterstellen: Probleme und Lösungsideen existieren zuhauf, doch Politik und Gesellschaft verharren unschlüssig vor dem großzügig bemessenen Erkenntnisangebot.

Nach meinem Dafürhalten können weder Putnams Plädoyer für wertgetriebene Wissenschaft noch seine These einer Angebotskrise überzeugen. Auch in den Vereinigten Staaten genießen unparteiische Analysen noch erkennbar Kredit und neigen politische Akteure, was ihre Rezeptionsbereitschaft gegenüber unerbetenen Ratschlägen angeht, zum „bowling alone“. Kommunikationsprobleme im Verhältnis der Sozialwissenschaften zu Staat und Gesellschaft sind allem Anschein nach nicht in erster Linie kulturell oder institutionell, sondern disziplinar bedingt.²

Natürlich schließen Kommunikationsprobleme nicht das Vorkommen von Kommunikation aus, sondern setzen es voraus. Und vorkommende Kommunikationen müssen auch keineswegs als problematisch erlebt werden. Wie wir wissen, zeigen sich Politik und Massenmedien immer mal wieder an sozialwissenschaftlichen Kommentaren zu vorselektierten Themen interessiert. Es vergeht kaum eine Woche am Radio oder auf dem Bildschirm, in der Politikwissenschaftler und Soziologen nicht zur Erläuterung des aktuellen Geschehens und zur Vorhersage künftiger Ereignisse aufgefordert würden. So hat vielleicht die Bereitschaft zum Import soziologischer Fachbegriffe in die Alltagssprache etwas nachgelassen, doch bleiben die

[² Vgl. auch Stark (2002), der die gesellschaftliche Isolation der US-Politikwissenschaftler auf das wissenschaftsfremde Selbstverständnis akademisch gebildeter Politiker sowie die Abwesenheit einer politikwissenschaftlichen Klientel im politischen System zurückführt.]

Medien interessiert, sich ihre im Wettbewerb um Aufmerksamkeit herausschälenden Deutungen von den vermeintlichen Experten bestätigen zu lassen.

[Weniger auffällig, doch nicht minder effektiv ist das Wirken jener genuin „politischen“ Akteure, die sich mit der Selektion und dem Transfer von zu „Informationen“ verdichteten Erkenntnissen beschäftigen. Es sind dies entweder wissenschaftlich gebildete Politiker mit einem Gespür für die Quellen, aus denen sich zu munitionieren lohnt, oder Mitspieler im Wissenschaftssystem, die genauer als andere zu wissen glauben, zugunsten welcher Deutungen, Ziele und Strategien man der Politik unter die Arme greifen müsse. Keiner dieser Transferpraxen haftet irgendetwas Verwerfliches an, sind sie doch das wichtigste Faustpfand der Sozialwissenschaften, wenn diese ihre Existenzberechtigung nachzuweisen haben. Irritation – im Wissenschaftssystem, nicht in der Politik – kommt allenfalls dann auf, wenn das Interesse am Gegenstand mit manifesten Präferenzen für bestimmte Methoden und Ergebnisse zusammenfällt.]

Das Kommunikationsproblem im Verhältnis von Sozialwissenschaften zu Staat und Gesellschaft hat bekanntlich tiefere Wurzeln: Wie jedes gesellschaftliche Teilsystem und jede Wissenschaftsdisziplin versichert sich die Soziologie ihrer Autonomie durch exklusive Codes und einen Grundbestand an implizitem Wissen. Letzteres ist per Definition ungeeignet, kommuniziert zu werden. Aber ohne Zugriff auf dieses implizite Wissen bleibt das, was explizit kommuniziert wird, in eigentümlicher Weise abstrakt. Um als relevant wahrgenommen zu werden, bedarf es der Anreicherung mit fremden Sinnelementen. Gleichwohl vermag das im „fremden“ Kontext zur Information geronnene Wissen seine Deutung in keiner Weise zu determinieren, sondern allenfalls vorhandene Bestände zu irritieren (Luhmann 2000: 373).

Doch leider knausert die soziologische Systemtheorie mit einer Antwort auf die naheliegende Frage: Ist die Differenz von Irritation und Determination eine absolute oder nur eine graduelle? Und, falls es sich um eine graduelle Differenz handeln sollte: Von welchen Variablen hängt dann der Grad der Korrespondenz von Information und Deutung ab? Dabei zählen gewiss nicht nur Variablen, die der Seite der Rezeption zuzurechnen sind, sondern auch wohl solche auf Seiten des Absenders, z.B. die Struktur, Kohärenz, Verständlichkeit usw. der Mitteilung selbst.

Hier setzt meine zentrale These an, die ich in zwei Teile fasse, indem ich behaupte, dass es (1) auch Eigenschaften des soziologischen Wissens und insbesondere des Status soziologischer Theorien sind, welche ihre Transferierbarkeit erschweren, und (2) dass Anhaltspunkte für die Korrigierbarkeit dieses Umstands bestehen, d.h. dafür, dass sich der Grad soziologischer Esoterik reduzieren lässt.

Die in Frage stehenden Eigenschaften soziologischer Theorie sind rasch resümiert: Es handelt sich um die – nicht immer offensichtlichen, oft schon gewohnheitsmäßig ignorierten – Inkohärenzen (1) zwischen der Ebene von Groß- bzw. Makrotheorien einerseits und bereichsspezifischen Theorien andererseits, (2) zwischen den perspektivisch orientierenden Großtheorien selbst, vor allem aber (3) zwischen der von verschiedenen Bereichstheorien verwendeten Begrifflichkeit. Einfacher ausgedrückt: Die Soziologie und mit ihr ein Großteil der Sozialwissenschaften präsentieren sich als ein heterogener Fundus von nicht oder nur in widersprüchlicher Form axiomatisiertem Wissen. Ich möchte das hier nicht an Beispielen belegen, aber gern den verbreiteten Eindruck bestätigen, dass das Fach und die als theoretische Lehensnehmer operierenden Fächer in erstaunlichem Maße mit diesem Manko zu leben gelernt haben. Mit Belegen für den zweiten Teil der These, also: die prinzipielle Korrigierbarkeit der Situation, muss ich etwas weiter ausholen.

3. Wünsche zur soziologischen Theorie

Unter dem Titel „Drei Wünsche zur soziologischen Theorie“ präsentierte und Uwe Schimank (1999) anlässlich eines Jubiläums der Zeitschrift Soziale Welt einige bemerkenswerte Vorschläge.

Schimanks Vorschlag Nummer eins kulminiert in der Aufforderung, radikal Schluss zu machen mit der Musealisierung und Anbetung der Großtheorien – von den Gesellschaftstheorien Luhmanns und Habermas' bis zu den vermeintlich alternativen „Ansätzen“ Phänomenologie, Rational Choice, Neoinstitutionalismus usw. Man möge vielmehr alle Skrupel abstreifen und „diese heiligen Kühe zukünftig ohne jede Ehrfurcht ausschlachten“ (Schimank 1999: 416). Denn nur wenn man sich zum „kombinatorischen Einsatz von Werkzeugen aus inkompatiblen Theorieperspektiven“ (ebd.) entschließe, bestünde auch die Chance, ihre „jeweiligen blinden Flecken“ zu korrigieren.

Vorschlag Nummer zwei gilt den Gegenständen theoretischer Reflexion. Schimank attestiert dem Theorienbestand eine peinliche Lücke bei Erklärungen für Strukturdynamiken und insbesondere jene Sachverhalte, die sich der Aggregation individueller Handlungen und ihrer Folgen verdanken. Was die Mechanismen und Muster des Zusammenwirkens von Handlungen angeht – also die Genese dessen, was oft leichthin als Struktur bezeichnet wird – bestünde ein eklatanter Mangel an Erklärungswissen.

Schon ein flüchtiger Blick auf die im professionellen Alltag herangezogenen Erklärungsmuster macht deutlich, was gemeint ist. Da wird zwar mehr oder weniger elegant mit zwei für alternativ erachteten Handlungstheorien – dem Rationalmodell und seinem normativ-kulturalistischen Pendant – hantiert. Was aber die Voraussetzungen des einen und die möglichen Aggregatfolgen beider betrifft, ist man i.d.R. mit weiträumiger Unklarheit und Beliebigkeit der Annahmen konfrontiert. Trotz des gebräuchlichen Verweises auf kollektive Handlungsreferenzen harren wir noch immer der Veröffentlichung wohlstrukturierter Kataloge der jeweils gültigen „sozialen Normen“, etwa in Form einer laufend revidierten Loseblattsammlung.

Und ebenso wenig Klarheit oder gar intradisziplinärer Konsens besteht hinsichtlich der kausalgenetischen Erklärungen für

- emergente Phänomene,
- Prozesse der Struktur- und Institutionenbildung,
- kontraintentionale Effekte und „soziale Fallen“ sowie
- soziale Dynamiken und andere Nichtlinearitäten,

– also von Erklärungen für Sachverhalte, die sich der spontanen Deutung im Lichte des Alltagswissens, der Annahme linearer Kausalität oder eines strikt individualistischen Rationalismus entziehen.³

Nun enthält Schimanks Wunschkatalog noch einen weiteren Punkt, nämlich die Aufforderung, trotz der genannten Defizite nicht an der „Ausarbeitung von Gegenwartsdiagnosen“ (Schimank 1999: 418) zu sparen. Das klingt einigermaßen überraschend, zeichnen sich doch praktisch alle Zeitdiagnosen durch theoretisch waghalsige Verallgemeinerungen und die

³ Vgl. u.a. Boudon (1979) und Mayntz/Nedelmann (1987).

Missachtung „unpassender“ empirischer Daten aus. Zeitdiagnosen, so scheint es, entheben ihre Schöpfer von den Mühen akribischen Wühlens im Datenberg, profitieren überproportional von der Arbeit der Zuspitzung und gestatten es, pastorale Ambitionen auszuleben. Zeitdiagnostiker bilden so etwas wie den Gospel-Chor der Postmoderne: passioniert im Auftreten und immer mit einer eindeutigen Botschaft. Aber warum sollte man mehr von ihnen hören wollen?

Das Plädoyer zugunsten von Zeitdiagnosen stützt sich auf die Vermutung, dass diese zumindest in der Summe ihrer Angebote einen Erkenntnisgewinn abwürfen. Ihre Differenzen und ihre Vielgestaltigkeit könnten helfen, die Chancen der Einwirkung der Gesellschaft auf sich selbst ans Licht zu bringen. So würde einem Nebeneffekt der „großen“ Theorien gegengesteuert, nämlich der Suggestion, dass die gesellschaftliche Dynamik prinzipiell unbeeinflussbar, also immun gegen die Absichten sozialer Akteure, sei. Dass dem nicht immer so ist, haben einige durchaus respektable Ergebnisse beim Umbau sozialistischer Gesellschaften gezeigt (Wiesenthal 1999). Auch die Einführung einer gemeinsamen Währung in zwölf europäischen Ländern hat das Theorem der Unmöglichkeit anspruchsvoller Reformen falsifiziert.

Doch wie passt das zusammen? Wie können eilige Gegenwartsdiagnosen über Möglichkeiten der Gesellschaftsgestaltung informieren, wenn es an soliden Erklärungen für das Zustandekommen von Strukturdynamiken und Aggregateffekten mangelt und die spezifischen Erkenntnisse der Disziplin als disparat und nicht transferierbar erscheinen? Und welche Art von „Fortschritt“ oder Leistungsgewinn wäre geeignet, die Lücke zu schließen und den Gebrauchswert von soziologischem Wissen zu steigern?

4. Auf der Suche nach Kontingenzerklärungen

Ein übersichtlicher Werkzeugkasten, mit dessen Hilfe sich Strukturdynamiken und Aggregateffekte erklären ließen, würde der Soziologie nicht nur zu mehr theoretischer Konsistenz verhelfen, sondern sie auch zu einem Instrument der Erkundung praktischer Möglichkeiten machen. Von der Erstellung eines Katalogs alternativer Formen der Aggregation wäre es dann nicht weit bis zur Kartographierung eines Raums alternativer Möglichkeiten des Handelns.

Denn vor dem Hintergrund eines solchen Katalogs würden die analysierten Sachverhalte nicht nur als prinzipiell kontingent, sondern als kontingent hinsichtlich bestimmter Alternativen erscheinen. Wo hingegen Kontinuität beobachtet wird, wäre sie nicht den Strukturbedingungen des Sachverhalts zuzuschreiben, sondern den Wahlhandlungen sozialer Akteure. Und etwaige Kausalerklärungen verwiesen zumindest implizit auf die Möglichkeit bestimmter alternativer Explananda.

Im Lichte einer derartigen Innovation verlören auch die als Theorien auftretenden Zeitdiagnosen ihren Charakter als Beschreibung quasi-determinierter, einer dominanten Logik gehorchender Zustände. Und schließlich ließen sich die Optionen der Entzifferung von Kontingenz womöglich auch in Optionen der praktischen Handlungswahl zurückübersetzen. Das scheint insbesondere dann möglich, wenn die klassische Makrosoziologie ihrer typischen Referenzen für strukturtheoretische Erklärungen (z.B. evident unterschiedlicher Klassenlagen) verlustig geht und gegenüber Sachverhalten passen muss, die das Resultat „der Wahl zwischen Optionen auf der Ebene individueller, miteinander verbundener Akteure“ (Esser 1991: 754; i.O. hervorgehoben) sind.

Mit einem analogen Problem hat die Geschichtswissenschaft schon seit längerem zu tun, wenn die Frage nach Notwendigkeit oder Zufall in einer Abfolge von Ereignissen auftaucht, die aus der Distanz betrachtet wie eine Kette von Ursachen und Wirkungen erscheinen. Paradoxiertweise taucht der Kontingenzverdacht genau dann auf, wenn sich Historiker auf die Formulierung von Kausalhypothesen einlassen und unabhängige Variablen zu identifizieren versuchen: Denn wird ein Faktum zur Ursache erklärt, so betrachten wir diese als Variable und müssen folglich auch mit variablen, d.h. kontrafaktischen Wirkungen rechnen (Elster 1981: 267). Angesichts solcher Schwierigkeiten einer technisch korrekten Kausalanalyse regt sich immer wieder die Neigung, die Kontingenz des Geschehens herunterzuspielen und die Frage „Was wäre gewesen, wenn...?“ als unzulässige Spekulation abzutun.

Dennoch blieb das Interesse an kontrafaktischer Argumentation wach und es kommen immer wieder Versuche vor, historische Alternativen zu konstruieren, über deren Realisierungswahrscheinlichkeit sich womöglich sogar komparative Aussagen machen lassen. Ist es doch für das Verstehen geschichtlicher Situationen nicht unerheblich zu wissen, ob z.B. das „Dritte Reich“ Hitlerscher Prägung eher als Folge einer Koalition der Mitte- und Linksparteien oder eines frühzeitigen Heldentods von Adolf Hitler ausgeblieben wäre. Für die „Virtual History“ (Fer-

guson 1999), d.h. eine auf mögliche, aber irrealer Verläufe rekurrierende Geschichtsschreibung, haben deterministische Theorien folglich keinerlei Erklärungswert. Bedeutung haben sie nur insoweit, als sie im Handlungswissen der Akteure selbst vorkommen. Sie sind wirksam, „when people believe in them and believe themselves to be in their grip“ (Ferguson 1999: 88).

Interessanter als dieser Mechanismus der sich selbst realisierenden Prophezeiung ist aber die Frage, *woran* die Vermutung des Auch-anders-Möglichen festzumachen ist, d.h. *wo* genau der Verzweigungspunkt von mehreren „möglichen Welten“ verortet werden kann. In der Geschichtswissenschaft sind es in erster Linie Zufallsereignisse, Koinzidenzen und der individuellen Willkür zugängliche Variablen, von denen auf die Möglichkeit anderer Ausgänge des Geschehens geschlossen wird. [Hätte der Gefreite Hitler im Ersten Weltkrieg den Tod gefunden, hätte die nationalsozialistische Bewegung einen anderen Verlauf und ihre globale Schadensbilanz andere Gestalt angenommen (Lebow 2001).⁴]

Im Lichte des Begriffs „mögliche Welten“ wird nun einschätzbar, was Soziologie – verstanden als Kontingenzwissenschaft oder Optionenheuristik – auszeichnen könnte: die Kenntnis von Alternativen, in denen sich die „Logik der Aggregation“ (Esser 1991) individueller Handlungen manifestiert. In der Geschichtsschreibung fungieren als unabhängige Variablen eher triviale Zu- oder Unfälle, Krankheiten oder Kriegsglück, Ideenkarrieren oder Personalentscheidungen (Lebow 2001) sowie die von Clausewitz als „Friktionen“ bezeichneten „unzählige(n) kleine(n) Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können“ (Clausewitz 1980: 77). Demgegenüber verfügt die Soziologie über ein wesentlich präziseres und umfangreicheres Instrumentarium zur Entzifferung von Kontingenz: z.B. den Variablenkatalog der Organisationswissenschaft, die Kenntnis der Unwägbarkeiten und Artefakte des kollektiven Entscheidens, der diversen Konstituentien kollektiven Handelns und der Mechanismen sozialer Koordination.

[⁴ Ein weiteres Beispiel: Hätte John F. Kennedy das Attentat in Dallas überlebt, wäre seine Regierung mit großer Wahrscheinlichkeit gleichwohl immer tiefer in den Vietnamkrieg verstrickt worden, so daß er am Ende einer freudlosen Amtszeit hätte sagen können: „Wäre ich 1963 in Dallas umgekommen, wäre ich als „Heiliger“ in die Geschichte eingegangen“ (so Ferguson 1999: 439).]

5. Drei Beispiele

Um das genuin soziologische Potenzial zur Kontingenzentschlüsselung nutzbar zu machen, ist kein grundlegender Wechsel von Forschungsfragen und -perspektiven erforderlich. Es dürfte genügen, die Befunde der fragmentierten diagnostischen Erkenntnispraxis in ein Raster einzufügen, das zur Exploration von und Information über alternative Formen bzw. Mechanismen anleitet. Informativ sind die aus einer solchen Quer-Synthese resultierenden Optionen insbesondere dann, wenn sie sich auf weniger triviale Probleme beziehen, wie z.B.: Welche Alternativen des Organisationsdesigns ermöglichen sowohl die Freisetzung der Kreativität von Stelleninhabern als auch interne Berechenbarkeit und hohe Umweltadaptivität der Organisation? Welche Optionen existieren für freiwillige zweckgerichtete Kooperation unter Bedingungen rationaler Eigeninteressen und gleicher respektive ungleicher normativer Weltbilder? Welche Kombinationen der Koordinationstypen Markt, Gemeinschaft und Hierarchie verbürgen ein Maximum an Stabilität, wenn jeder der „reinen“ Typen durch endogene Dysfunktionen gefährdet ist? Betrachten wir zunächst die beiden zuletzt genannten Beispiele.⁵

5.1 Optionen kollektiven Handelns

Als Mancur Olsons „Logik des kollektiven Handelns“ (Olson 1968) ein erstes bescheidenes Echo in den Sozialwissenschaften fand, fiel dieses einhellig negativ aus. Es brauchte einige Jahrzehnte bis man sich der heuristischen Sprengkraft des Rationalmodells kollektiven Handelns bewusst wurde und es aufgab zu rätseln, ob Individuen immer und überall als wohlinformierte und rational kalkulierende Akteure auftreten. Olsons konzise Studie zur Problematik und – oder besser: Enttrivialisierung – sozialer Kooperation, half vielmehr *Fragen* zu formulieren: Wenn es der Fall ist, dass selbstbezügliche Kosten-Nutzen-Kalkulationen notwendig zur Wahl der Trittbrettfahreroption anleiten, wie und mit welchen Konsequenzen vermag kollektives Handeln dann tatsächlich zustande zu kommen? Und wie kann es weiterhin als zweckgerichtet konzipiert werden, wenn die diversen Mechanismen, die bei der Eindämmung des Trittbrettfahreranreizes helfen, vom postulierten Kollektivzweck ablenken oder dessen Realisierung hintertreiben?

Mittlerweile verfügen wir über eine ganze Palette von Antworten auf diese Fragen. Sie ergeben einen Katalog logisch äquivalenter Optionen mit interessanten Gemeinsamkeiten und

[⁵ Die Beispiele entstammen dem Aufmerksamkeitsfeld des Autors. Es besteht hinreichend Grund zur Annahme, dass sich auch in anderen Aufmerksamkeitshorizonten fokale Konzepte finden, die sich zur systematisierenden Quer-Synthese eignen.]

Differenzen. Außer den schon von Olson angeführten Optionen der Problembearbeitung – Gruppengröße und selektive Anreize – kennen wir u.a.: eine heterogene Gruppenstruktur und variable „Produktionsfunktionen“ des Kollektivguts (Marwell/Oliver 1993), die Figur des „politischen Unternehmers“ (Salisbury 1969), hierarchische Koordination mittels Führerschaft und/oder relationalen Verträgen, hinreichend starke gemeinschaftliche Überzeugungen sowie Formen der spontanen Koordination wie etwa bei den Leipziger Montagsdemonstrationen (vgl. Opp 1991).

Wir wissen aber auch: Die Optionen des Umgangs mit dem basalen Kollektivgutproblem implizieren mehr oder weniger gravierende Opfer an Effektivität und Effizienz der zum Einsatz gebrachten Ressourcen. Sei es, dass der erklärte Kollektivzweck zum „Nebenprodukt“ des Handlungszusammenhangs gerät (so Olson), sei es dass gleichzeitig einander widersprechende Ziele verfolgt werden müssen, sei es, dass der Einsatz des kollektiven Handlungsvermögens zur Privatsache charismatischer Führer und dogmatischer Weltbildverwalter gerät. Dabei unterscheiden sich die verschiedenen Optionen sowohl in ihren Voraussetzungen als auch in ihren Wirkungen. Einige mögen auch komplementär Verwendung finden.

Vor allem ist es aber *die logische Äquivalenz* der in diversen Forschungsprogrammen erarbeiteten Antworten auf das Kollektivgutproblem, die anregt, sie auf eine Ebene zu stellen und als sich ergänzende bzw. substituierende Alternativen zu betrachten. Die Quer-Synthese der disparaten Wissensbestände ermöglicht es also, empirische Formen und Folgen des Kollektivhandelns vor dem Hintergrund einer Palette von Optionen zu analysieren.

5.2 Optionen sozialer Koordination

Markt, Gemeinschaft und Hierarchie fungieren je für sich als Schlüsselkonzepte exklusiver Theoriestränge. Erst in den letzten Jahrzehnten kamen – überwiegend unabhängig voneinander – eine Reihe von Autoren auf die Idee, sie als funktional analoge und logisch äquivalente Antworten auf das Grundproblem der sozialen Koordination zu behandeln. Am Anfang stehen die für die moderne Mikroökonomie bedeutsamen Studien von Ronald Coase (1937) und Oliver Williamson (1975). Weitere Marksteine sind die Arbeiten von Murray Milner (1978), William G. Ouchi (1980), Wolfgang Streeck und Phillippe Schmitter (1985), Jeffrey L. Brachman und Robert G. Eccles (1989) sowie J. Rogers Hollingsworth und Robert Boyer (1997). Neuere Versionen des Themas stammen von Claus Offe (2000) und dem Autor (Wiesenthal 2000).

Die Verortung von drei⁶ alternativen Koordinationstypen auf ein und derselben Ebene der theoretischen Reflexion ist in mehrerer Hinsicht fruchtbar: *Erstens* ermöglicht das den Vergleich ihrer je besonderen Handlungs- und Steuerungslogiken sowie der Einzugsbereiche und Leistungspotenziale. *Zweitens* regen ihre unterschiedlichen Funktionsvoraussetzungen an, auch spezifische Leistungsgrenzen und Dysfunktionen zu thematisieren. Damit kommt – als Pendant zum Markt- und Staatsversagen – endlich auch das Risiko des „Gemeinschaftsversagens“ – als Folge einer Tendenz zur kognitiven Schließung – in den Blick. Und *drittens* lässt sich exakter zwischen den distinkten Modi der marktförmigen-, gemeinschaftlichen und hierarchischen Koordination einerseits und den in der Wirklichkeit verbreiteten Mischungen andererseits unterscheiden. Letztere zeichnen sich u.a. dadurch aus, dass die Dysfunktionen eines „namensgebenden“ Koordinationstyps durch Beiträge der anderen Typen kompensierbar sind (Bradach/Eccles 1989; Offe 2000; Wiesenthal 2000). Auf diese Weise lassen sich auch die immer häufiger identifizierten, vielleicht auch nur konzeptuell beliebter werdenden Netzwerke nach Maßgabe der jeweils inkorporierten Koordinationstypen dechiffrieren, statt sie als einen Koordinationstyp *sui generis* zu behandeln.

Wie die Optionen des kollektiven Handelns präsentieren sich die basalen Koordinationstypen also nicht als exklusive Alternativen, sondern als optionale Elemente komplexerer Koordinationsweisen. Deshalb ist es sinnvoll, die Möglichkeit der Optionenwahl nicht nur gegenüber den „reinen“ Koordinationstypen zu unterstellen, sondern auch hinsichtlich der Bestimmung ihres Anteils an komplexen institutionellen Mustern, wobei dem „namensgebenden“ Mechanismus u.U. lediglich der Status einer „Fallback“-Regel für den Konfliktfall zukommt.

Allerdings ist mit diesem Beispiel für eine fruchtbare Quer-Synthese nur begrenzt „Staat“ zu machen, handelt es sich doch um ein Gleichziehen der Wissenschaft mit dem praktischen Wissen von Institutionenplanern und Politikern, die seit langem routinemäßig von einem Substitutionsverhältnis zwischen Staats- und Familienfunktionen bzw. Organisations- und Marktkoordination ausgehen.

[⁶ Aus Platzgründen wird darauf verzichtet, den Vorschlag zu diskutieren, Netzwerke als vierten Koordinationsmodus zu veranschlagen oder sogar als einen, dem einer der anderen Modi zu subsumieren ist. So setzen Powell (1990) und Frances et al. (1991) Netzwerke an die Stelle des Koordinationstyps ‚Gemeinschaft‘ und betrachten sie als logisch gleichrangig mit Markt und Hierarchie.]

5.3 Optionen der Erwerbstätigkeit

Die grenzüberschreitende Exploration von Optionen lohnt schließlich auch dort, wo einst Forschungsfelder in enger Anlehnung an Praxisbereiche oder politische Konfliktlagen entstanden sind. Das hatte u.U. zur Folge, dass wissenschaftliche Interessen und Problemfoki eine Selektivität erhielten, die man nicht unbesehen fortschreiben sollte. Heute den Blick auf korrespondierende Optionen zu erweitern, verspricht sowohl wissenschaftlichen wie praktischen Erkenntnisgewinn.

Ein naheliegendes Beispiel ist in dem traditionell starken Interesse der Soziologie an der Thematik „Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Arbeitskonflikt“ gegeben, dem keine äquivalente Aufmerksamkeit für Unternehmertum und Unternehmertätigkeit entspricht. Der einseitige Fokus auf den Faktor Arbeit, der die Geschichte der Soziologie durchzieht, war einst gewiss durch die quantitative Bedeutung der Lohnarbeiterrolle, aber auch durch die mit der Arbeitskraft assoziierten Risiken und Hoffnungen gerechtfertigt. Zudem schienen die Konflikte zwischen Kapital und Arbeit lange Zeit der Nullsummenregel zu gehorchen, die jeder einschlägigen Analyse fast zwangsläufig ein moralisches Vorzeichen verpasste.

Nachdem nun die „Austauschbeziehungen“ zwischen Kapital und Arbeit als Nichtnullsummenspiel entschlüsselt worden sind, dessen Ausgang von den Wahlhandlungen der Akteure beider Seiten bestimmt ist, scheint es angebracht, der „anderen“ Seite, d.h. der Unternehmertätigkeit in allen ihren Aspekten, *entschieden mehr Aufmerksamkeit* zu schenken. Das ist auch deshalb sinnvoll, weil die Unternehmensoptionen an offenen Märkten den Optionenraum der Arbeitskraft weitaus stärker konditionieren als es je der Fall war. Aber auch weil ein nicht unbeträchtlicher Teil der Erwerbstätigen die Möglichkeit der Wahl zwischen Selbständigkeit und Arbeitnehmerrolle besitzt.

Eine überschlägige Auszählung der Veröffentlichungen in drei soziologischen Zeitschriften für den Zwölf-Jahres-Zeitraum von 1990 bis 2001 ergab, dass der Faktor Arbeit nach wie vor weit überproportionale Aufmerksamkeit genießt: mit Anteilen zwischen 74 und 79% aller Veröffentlichungen mit kapital- und/oder arbeitsbezogenen Themen.⁷ Die Option, Unternehmertum und -tätigkeit zu studieren, erfreut sich also trotz ihrer Bedeutung für Arbeitsnachfra-

[⁷ Die Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie publizierte von 1990 bis 2001 23 Arbeiten mit arbeitsbezogener und 8 Arbeiten mit kapitalbezogener Thematik. Letzteren ließen sich noch ca. 6 Arbeiten zu Themen der Wirtschaft und Organisation zurechnen. Die entsprechenden Zahlen für die Soziale Welt lauten 31 zu 8 sowie ca. 6 weitere Titel, für die Zeitschrift für Soziologie: 27 zu 9 sowie ca. 5 weitere Titel. An der Auswertung wirkte Stud. soz. Thorsten Kogge mit.]

ge und Volkseinkommen immer noch relativ geringer Aufmerksamkeit. Besseres Wissen von der Mikro- und Mesoebene des modernen Kapitalismus bleibt ein Desiderat.

6. Schlussbemerkung

Wenig spricht für die Annahme, dass das diagnostische und informatorische Potenzial der Sozialwissenschaften durch Differenzierungsfortschritte oder gar die Vermehrung der soziologischen Großtheorien steigerbar ist. Differenzierungsfortschritte im bereichsspezifischen Theorieangebot erbringen immerhin „lokale“ Erkenntnisgewinne. Ihr theoretischer „Wert“ ist allerdings dadurch vermindert, dass er nur ausnahmsweise mit Erkenntnisgewinnen in anderen Forschungsbereichen vermittelt werden kann.

Worauf der Vortrag aufmerksam machen sollte, ist die Möglichkeit, theoriefähige Begriffe aus ihren engen, bereichsspezifischen Verwendungskontexten herauszulösen, um sie auf einer gemeinsamen Ebene der Abstraktion handhabbar zu machen und mit Generalisierungsanspruch zu systematisieren. Das scheint eine noch weitgehend unausgeschöpfte Konsolidierungschance des soziologischen Wissens zu sein. Ihre Nutzung könnte der Disziplin zumindest teilweise zu jenen Orientierungsleistungen verhelfen, von denen andere, stärker axiomatisierte Disziplinen profitieren. Es ist eine Option, den praktischen Wert der Sozialwissenschaften besser erkennbar und realisierbar zu machen.

[Nun auch noch darzulegen, was das alles mit dem Kongressthema „Entstaatlichung und soziale Sicherheit“ zu tun hat, möchte ich Ihnen und mir ersparen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.]

Literatur

- [Boudon, Raymond, 1979: Widersprüche sozialen Handelns. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.]
- Bradach, Jeffrey L./ Eccles, Robert G., 1989: Price, Authority, and Trust: From Ideal Types to Plural Forms. *Annual Review of Sociology* 15, 97-118.
- Bude, Heinz, 2001: Die normative Kraft des Physischen. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 15./16.12.2001
- Clausewitz, Carl von, 1980: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Coase, Ronald H., 1937: The Nature of the Firm. In: *Economica*, IV, 386-405.
- Elster, Jon, 1981: Logik und Gesellschaft. Widersprüche und mögliche Welten. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Esser, Hartmut, 1991: Verfällt die 'soziologische Methode'? In: Zapf, Wolfgang (Hg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt/M., New York: Campus Verlag, 743-769.
- Ferguson, Niall (ed.), 1999: *Virtual History. Alternatives and Counterfactuals*. New York: Basic Books.
- [Frances, Jennifer/ Levacic, Rosalind/ Mitchell, Jeremy/ Thompson, Grahame, 1991: Introduction. In: Thompson, Grahame/ Frances, Jennifer/ Levacic, Rosalind/ Mitchell, Jeremy (Hg.): *Markets, Hierarchies and Networks. The Coordination of Social Life*. London: Sage, 1-19.]
- Fritz-Vannahme, Joachim (Hg.), 1996: *Wozu heute noch Soziologie?*. Opladen: Leske + Budrich
- [Granovetter, Mark, 1983: Threshold Models of Collective Behavior. In: *American Journal of Sociology*, 83 (6), 1420-1443.]
- Hollingsworth, J. Rogers/ Boyer, Robert, 1997: Coordination of Economic Actors and Social Systems of Production. In: Hollingsworth, J. Rogers/ Boyer, Robert (Hg.): *Contemporary Capitalism. The Embeddedness of Institutions*. Cambridge, New York, Melbourne: Cambridge University Press, 1-47.
- Lebow, Richard Ned, 2001: *Counterfactual Thought Experiments: A Necessary Research Tool*. Ms. Ohio State University.
- Luhmann, Niklas, 2000: *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- [Maurer, Andrea; Schmid, Michael, 2002: "Die ökonomische Herausforderung der Soziologie" – Tagungsbericht. In: *Soziologie*, (3) , 90-93.]
- Marwell, Gerald; Oliver, Pamela E., 1993: *The Critical Mass in Collective Action. A Micro-Social Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- [Mayntz, Renate; Nedelmann, Birgitta, 1987: Eigendynamische soziale Prozesse: Anmerkungen zu einem analytischen Paradigma. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 39 (4), 648-668.]
- Milner, Murray jr., 1978: Alternative Forms of Coordination. Combining Theoretical and Policy Analysis. *International Journal of Comparative Sociology* 19 (1-2), 24-46.
- Oehler, Christoph, 2001: Lehrgestalt und Berufsbezüge der Soziologie. In: *Soziologie*, (3) , 5-23.
- Offe, Claus, 2000: Civil Society and Social Order: demarcating and combining market, state and community. *Archives Européennes de Sociologie* 41 (1), 71-94.

- Olson, Mancur, 1968: Die Logik des kollektiven Handelns. Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen. Tübingen: Mohr.
- Opp, Karl-Dieter, 1991: DDR '89. Zu den Ursachen einer spontanen Revolution. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 43 (2), 302-321.
- Ouchi, William G., 1980: Markets, Bureaucracies, and Clans. *Administrative Science Quarterly* 25, 129-141.]
- [Powell, Walter W., 1990: Neither Market Nor Hierarchy: Network Forms of Organization. In: Staw, Barry M./ Cummings, L. L. (Hg.): *Research in Organizational Behavior*. Greenwich (Conn.), London: JAI Press, 295-336.]
- Roth, Gerhard, 1999: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Salisbury, Robert H., 1969: An Exchange Theory of Interest Groups. In: *Midwest Journal of Political Science*, 13 (1), 1-32.
- Schimank, Uwe, 1999: Drei Wünsche zur soziologischen Theorie. In: *Soziale Welt*, 50 (4), 415-422.
- [Stark, Andrew, 2002: Why Political Scientists Aren't Public Intellectuals. *PS* 35 (3), 577-579.]
- Streeck, Wolfgang/ Schmitter, Philippe C., 1985b: Gemeinschaft, Markt und Staat - und die Verbände? Der mögliche Beitrag von Interessenregierungen zur sozialen Ordnung. *Journal für Sozialforschung* 25, 133-158.
- Wiesenthal, Helmut, 1999: Transformationsprozesse als Paradigmentest. Zum sozialwissenschaftlichen Ertrag des Institutionenwandels in Osteuropa. In: *Sociologia Internationalis*, 37 (1), 67-89.
- Wiesenthal, Helmut, 2000: Markt, Organisation und Gemeinschaft als 'zweitbeste' Verfahren sozialer Koordination. In: Werle, Raymund/ Schimank, Uwe (Hg.): *Gesellschaftliche Komplexität und kollektive Handlungsfähigkeit*. Frankfurt/New York: Campus (i.E.)
- Williamson, Oliver E., 1975: *Markets and Hierarchies. Analysis and Antitrust Implications*. New York: Free Press.